

# Die Neue Welt

Nr. 43

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Gelestyne.

Novelle von Jan Ner. Autorisirte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Franta Hájek.

(Fortsetzung.)

Ich spreche mit Ihnen aufrichtig, Herr Paul," bemerkte Gelestyne, die die Erregung des Ingenieurs wahrgenommen hatte. "Es wird Ihnen gewiß nicht unbekannt sein, daß die Mädchen in solchen Instituten viel früher in allerlei zärtliche Umtriebe und Liebesabenteuer verwickelt werden, als die Töchter, die in geordneten Familienverhältnissen aufwachsen. In der Regel sind es nur harmlose Skandale, die freilich auch manchmal der Gefahr nicht entbehren. Auch unsere Anstalt barg Julien, deren Romeo die Hauszucht dasselbe Hinderniß gewesen, was den Montecchi und Capuletti ihr Familienzwist. Auch ich war — wenn auch nur als Nebenperson — in einigen solchen Romanen thätig, die in den höheren Jahrgängen keine Seltenheit waren und ohne Mühe fortgesponnen werden konnten. Die Heranwachsenden durften das Theater besuchen, man führte uns in den ersten Familien der Stadt ein, erlaubte uns, Besuche zu empfangen und auf Bällen und Stränzchen zu tanzen, die nur durch die Bezeichnung „Hausbälle" sich von den öffentlichen Lustbarkeiten unterschieden. Wir führten auf diese Art ein recht angenehmes Leben, und der Gedanke an die Zukunft beunruhigte mich niemals. Ich kannte ja keine gesellschaftliche Unterordnung, denn es gab unter uns keine, die mich in irgend welcher Hinsicht in unserer Gesellschaft überragt hätte. Ich war überall beliebt, die jungen Männer huldigten mir, und so träumte ich nur vom Glück, buntem Gewirr glänzender Kutschen, schöner Menschen, Schmucksachen, Lakaien und Willen . . ."

Mit leichtem Aufatmen hielt Gelestyne ein Weilchen inne. Dann fuhr sie fort:

„Vollte zehn Jahre verblieben wir in der Pension und zählten sechzehn Jahre, als uns Walburga's Vater abholte. Lange fuhr er mit der Eisenbahn bis zu einer Station, wo unser ein Wagen wartete. Wir fuhrten durch eine reizlose, flache Gegend, über der sich eine schwere, durch Nebel getrübbte und mit Rauch geschwängerte Luft dahinwälzte. Ueber elenden Baracken in der Ferne, die ich für die Höhlen wilder Thiere halten mochte, erhoben sich auf allen Seiten hohe Schornsteine und Feueröfen, zwischen denen lange Wagenreihen auf den Geleisen geschoben wurden. Auf einem schwarzen Plan, inmitten mehrerer großer Kohlenhaufen, blieb die Kutsche vor einem häßlichen, rauchgeschwärzten, großen Gebäude stehen. Wir waren zu Hause. Der Vater meiner Genossin führte mich in seine Häuslichkeit ein, und ein elegantes Zimmerchen, dicht neben dem Boudoir meiner Freundin, wurde mir angewiesen. Unter wiederholten Umarmungen freute sich Walburga schwärmerisch, wie schvesterlich wir hier leben würden. Mir wurde es jedoch bange, und in meiner Angst rief ich nach

meinen Eltern. Je mehr man mir wehrte, desto heftiger verlangte ich nach ihnen.

Endlich gaben sie mir nach und ließen mich von einem Diener in das Dorf führen. Auf dem halben Wege schickte ich den Mann zurück und ging allein auf dem schwarzen Wege vorwärts. Doch vergebens suchten meine Augen nach dem weißen Häuschen, das ich in meiner Phantasie aufgebaut hatte, und zögernden Fußes betrat ich einige der elenden Baracken, die mir auf der Fahrt von der Station so viel Widerwillen eingeblüht hatten. Ich fand nirgends eine Seele zu Hause, und keine Schwelle, die ich, ohne Stel zu empfinden, hätte betreten können. Endlich trat mir ein alter Mann, ein Krüppel, in den Weg und musterte mich mißtrauisch. Ich nannte ihm den Namen meines Vaters und frug, ob ich auf dem richtigen Wege sei. Erst auf meine wiederholt gestellte Frage sagte er mir, daß in dem zweitgelegten Hause rechts meine Eltern wohnen. Die Hütte, die er mir bezeichnete, war eine von den schlechtesten. Ich zitterte am ganzen Körper, als ich vor ihr stand. Was war meine erträumte Geburtsstätte gegen diese Höhle! Schief, aus Lehm und verfaultem Holze elend zusammengeflügelt, erhob sie sich kaum aus der Erde. Taumelnd betrat ich den unverschlossenen Eingang. Ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um in der verpesteten Luft, die mir entgegenschlug, nicht ohnmächtig zu werden. Nachdem sich meine Augen an die hier herrschende Dämmerung gewöhnt, konnte ich allmählig die vorhandenen Gegenstände unterscheiden. Ich befand mich in einer — ich kann nicht einmal sagen — Stube. In der einen Ecke wühlte irgend ein Hausstier in der Erde, während in der anderen sich ein großes Lager befand, ein Haufen schwarzen Strohes auf der Erde. Einige elende Stühle, ein großes Brett, dessen Füße in die Erde eingelassen waren, als Tisch, und ein paar große Steine unter einer Doffnung in der Decke als Herd, das war der ganze Hausrath. An dem Herde lauerte ein altes, in Lumpen gehülltes Mütterchen. Derselbe mißtrauische Blick, dasselbe Schweigen und dieselben zögernden Antworten, wie vor einer Weile von dem alten Manne, wurden mir zu Theil. Drummend theilte sie mir mit, daß Vater und Mutter in dem Armida-Schacht arbeiten. Außerdem verstand ich noch etwas von der unpassenden Zeit, von der Schicht und einem geraden Wege aus dem Dorfe neben dem Geleise. Dann trat ich aus der Hütte. Das Fräulein schenkte sich, einen Schritt auf dem schmutzigen Wege weiter zu gehen, und die Tochter trieb es in rasender Eile in die Arme der Eltern! Bald stand ich vor einem Gebäude, ähnlich Ihrer Bauhütte. Ueber ihm ragte ein hoher Schorn-

stein. Durch die offene Vorderseite sah ich in dem Innern große Maschinen, um welche herum sich mehrere geschwärtzte Gestalten, Männer und Frauen, bewegten. Sie halfen die Kohlen aufladen, welche die Maschine aus der Tiefe der Erde heraufschaffte, und füllten mit ihnen die vor dem Hause bereit stehenden Wagen. Das Gebäude trug die Aufschrift: „Armida-Schacht". So beschaffen war also das Reich der Armida, in dem meine Eltern an den schwarzen Diamanten arbeiteten. Ich trat ein und gab mich zu erkennen. Die Leute im Gebäude staunten mich an und musterten mich mit unfreundlichen Blicken. Aus jedem Auge bligte der Neid und der Wunsch, Alles von mir herunter reißen zu können, wodurch ich mich von ihnen unterschied. Dann fingen sie an, über mich Bemerkungen auszutauschen und regälirten mich mit Scherzen und Wigen, die auf mich wie ein Giftbad wirkten und wie Schwefel brannten. Auf mein Geschrei kam irgend ein Steiger oder Schichtmeister, der jedoch meine Bitte rundweg abschlug. Ich wollte, daß er meine Eltern rufen möchte. Man erlaubte mir nicht einmal, daß ich selbst zu ihnen ginge. Ich glaubte den Tag, der mich aus den rosigten Träumen meiner Kindheit so rauher Weise gerissen, nicht überleben zu können. Es zerriß mir das Herz, meine Seele und alle Fasern mit nie geahnten Schreden. Doch vorher mußte ich doch meine Eltern erblicken, und so gab man endlich meinen flehentlichen Bitten nach. Man band um mich so eine Art Sack und ließ mich in einem geleerten Kohlenhund in den Schacht hinab. Die Augen gingen mir über. In der stidigen, nach brennendem Del, Dampf und Schweiß riechenden Luft glommen zahllose müde Lichter, durch niedrige Stollen krochen, vor die gefüllten Hunde gespannt, menschliche Wesen, halbnaakt, geschwärtzt und schweißtriefend, und unter ihnen zeigte man mir zwei solche, — meinen Vater, meine Mutter!"

Die Stimme der Erzieherin zitterte, sank allmählig und klang aus in einem, zum Schlusse kaum noch vernehmbaren Flüstern.

„Das Bewußtsein kehrte mir erst auf dem Heimwege zurück," fuhr sie nach einer Weile fort. „Ich befand mich auf der Flucht in das Haus meines Wohlthäters. Ein plötzlicher Gedanke zwang meinen Fuß, zu stehen: „Das ist ja das Wert Deines Wohlthäters, sein Bergwerk, all' die Sklaven, zum Durchwühlen der Erde wie die Wirmer verbannt, seine Sklaven!" Ein plötzlicher, wahnsinniger Haß, so gewaltig und gräßlich wie meine Erkenntniß, ließ mich umkehren zu der Höhle meiner Eltern. Dieser Haß hatte meine Liebe zu ihnen zum Leben gebracht und zu ihr gesellte sich die Kraft eines trotzigsten Willens. Weinend und jeden Augenblick vom Stel

übermann, suchte ich die Stube, so gut es ging, aufzuräumen. Die alte Frau hinderte mich nicht daran. Spät am Abend kamen erst meine Eltern nach Hause, mit ihnen ein alter Mann, ein Knabe und ein junges Mädchen. Die Mutter unternahm den Versuch, mich etwas wärmer zu begrüßen, mein offenkundiges Entsetzen ließ sie auf dem halben Wege innehalten. Und als ich sie umarmen wollte, war sie es, die sich schlichtern zurückzog. Ein entsetzlicher Augenblick. Der Vater wagte garnicht, an mich heranzutreten. Sie konnten mich nicht, machten unbeholfene Umstände mit mir, und schickten mich zurück zu dem Herrn. Meinen Einfall, bei ihnen bleiben zu wollen, begriffen sie garnicht. Beide schüttelten bedenklich die Köpfe über mein Beginnen und verstummten erst auf mein vieles Bitten. Ich küßte sie nicht einmal, aus Furcht, daß meine gewaltsam aufgerichtete Kindesliebe in ihrer Umarmung wieder ersticken könnte. Endlich setzten sich Alle zu einer Mahlzeit, wie ich eine solche noch nie gesehen, und deren erster Anblick mir Fieberfrost verursachte. Anfänglich haben sie mich verstohlen beobachtet, dann ließen sie mich unbehelligt und plauderten zusammen. Ich verstand sie nicht. Sie redeten meine Muttersprache und sprachen Worte, die ich im schamvollen Erschaunen zum ersten Male hörte. Dann begaben sich Alle zur Ruhe, meine Eltern, sowie die Untermiether, wobei Alles, was ich aufgeräumt hatte, wieder umgestürzt wurde. Mich selbst schickten sie auf die Nacht wieder zu dem Herrn. Ich suchte mir eine handvoll Streu zusammen und trug sie vor die Thür, wo ich unter dem freien Himmel zusammenkauerte. Alle schauten mich an, als wäre ich eine Irnsinnige. . . Ich unterlasse die Schilderung weiterer Einzelheiten. Die Erinnerung an die Qualen jener Nacht erfüllt mich heute noch mit Entsetzen.

Ich blieb bei den Eltern. Immer deutlicher gaben sie mir zu erkennen, daß ich ihnen zur Last falle und daß es mein eigenes Verderben sei. Ich vertrieb die Miether und suchte den Eltern eine bessere Händlichkeit herzustellen — Alles nur zu ihrer größeren Unzufriedenheit. Ich bemühte mich um Handarbeit und suchte nach Kindern zum Unterrichten und Beaufsichtigen, doch Niemand wollte sie mir anvertrauen. Ich suchte meine Eltern aus ihrer grenzenlosen Niedrigkeit, an welche ich nur mit Entsetzen zurückdenke, empor zu heben, und als Dant dafür erntete ich nur ihren Zorn, und schließlich auch — Mißhandlung. In der ganzen Kolonie wurde ich verspottet, was nach der Meinung meiner Eltern nur meine eigene Schuld war; ich wurde durch Nachstellungen, die für galant gelten sollten, verfolgt, vor welchen mich nicht einmal das Vaterhaus beschützte. Immer wieder schickte man mich zu dem Herrn, bei dem ich um Gnade für mich und um ein bißchen Gnade für die Eltern betteln sollte. Schließlich wirkten sie es aus, daß ein Wagen kam, um mich abzuholen. Meinen gräßlichen Haß, der mit der Erkenntnis, daß ich die Eltern nicht empor zu heben vermochte, täglich wuchs, ließen sie nicht gelten und erklärten ihn für eine Lästerung. Ich haßte den Herrn schon darum, daß er mich Blinde aus dem Schmutze erhob, um mich, die Sehende, wieder zurücksinken zu lassen. Ich haßte ihn auch hundertfach meiner Eltern wegen. In eine mörderische Arbeit getrieben, wie werthloses Zugvieh vor die Hunde gespannt, mußten sie Tag und Nacht in dem Schachte sich abmühen, und herausgekommen, mußten sie das Almosen, das der Herr Lohn nannte, in die Kantine tragen, wo er und seine Angestellten sie mit dem Fusel vollends vergifteten. Mit den Steigern theilte sich Walburga's Vater in die Leiber und Seelen seiner Arbeiter. Er selbst schuldet Niemand etwas, im Gegentheil, bei ihm waren sie Alle verschuldet und versielen immer mehr seiner Gewalt. Die Zinsen aus ihren Schulden waren an einem Tage größer als ihr Verdienst, welcher sammt den Bucherzinsen immer wieder in die Kasse des Herrn zurückfiel, um — kapitalisiert zu werden. Dazu gesellte sich noch die viehisch rohe Behandlung der Arbeiter, das Schlagen . . .

Ich litt so über ein Jahr. Als ich jedoch einfaß, daß meine schwachen Arme nicht im Stande seien, diejenigen Wesen aus dem Schlamm und der

Finsterniß empor zu heben, die nach Gottes Gebot ich lieben sollte, und die ich trotz dieser Liebe nicht einmal zu achten vermochte — da faßte ich in meiner Verzweiflung den Vorsatz, unter ihnen die Fackel des Hasses und der Unzufriedenheit anzuzünden. . . aber auch hier . . . war meine Mühe . . . vergebens . . .

Immer leiser wurde Celestynens Stimme, bis endlich die zitternden Lippen des Mädchens gänzlich erstarrten. Die Hand, in welcher sie seit einer geraumen Weile schon die Sitze gestützt hatte, legte sich über die weit geöffneten Augen, die aus dem fahl gewordenen Gesicht in's Leere starrten, als sähen sie eine Offenbarung. . .

Der Ingenieur wandte sich um. Er hatte die Empfindung, als würden seine Schläfen von einer magnetischen Kraft leicht angezogen. Sein Blick begegnete den graugrünen Augen der Frau Chladek. Sie schien soeben erst von ihrem Schlummer erwacht zu sein, aber ihr Blick wanderte schon giftig von dem Ingenieur zu dem Mädchen und zurück.

„Fräulein Celestynne, kommen Sie zu sich, Frau Chladek beobachtet uns,“ sprach der Ingenieur leise, indem er die Hand an den Mund legte, als wandelte ihn das Gähnen an.

Celestynne bewegte sich nicht. Nach einer Weile erst ließ sie die Hand von den Augen herabfallen. Sie war wohl noch blaß, erschien jedoch schon wieder gefaßt und beruhigt.

„Ach, Ihr Aermsten, wie müßt Ihr Euch gelangweilt haben, während ich so lange schlief,“ fing Frau Chladek an. „Wahrhaftig, ich schäme mich meiner Schwäche . . .“

„Unnützig, sich zu schämen, gnädige Frau,“ erwiderte der Ingenieur. „Uns verging die Zeit wie im Fluge. Wir erzählten uns so viele Räuber- und Rittergeschichten, bis auch uns das Gähnen überfiel.“

Nun stürzte der Rechnungsführer herbei, und ihm folgten die Kinder. Die Freude über das Erwachen der Gebieterin war allgemein.

Christof, der die ganze Zeit, unbeweglich wie ein ägyptischer Göze, auf einer eingestürzten Mauer gesessen und für Emil auf Sidesfen gelauert hatte, stieg nun herunter. Er steckte seine noch nicht ausgerauchte Pfeife in die Tasche, piff dem Führer sowie der übrigen Mannschaft, und packte die ganzen Requisiten des Lagers zusammen.

Ehe sie sich dessen versah, war die ganze Gesellschaft auf dem anderen Ufer.

Darauf fuhren sie volle vier Kilometer ohne Unterbrechung weiter, setzten auf's Neue über die Szaba, besichtigten Komorni Gradek, und begaben sich schließlich in das Bräuhaus, wo ihrer ein wohlbesetzter Mittagstisch bereits wartete.

Im letzten Theile ihrer Landpartie hatte die Gesellschaft keine erwähnenswerthen Sehenswürdigkeiten zu passieren und erlebte auch keine interessanten Zwischenfälle, so daß sie mit dem Schlage der sechsten Stunde glücklich in Skalitz eintraf. Herr Chladek umarmte zärtlich seine Gattin, sowie die kleine Sophie, und reichte Emil und Irene die Hand zum Kusse.

„D . . . ich habe schon so viel solcher Sachen gesehen, und so viel derartige Geschichten gelesen,“ versicherte der Unternehmer, vor dem Ansturm seiner erzählenden Familie zurückweichend.

„Ihr habt keine Ahnung! Als wir dort drüben an der ‚Wilden Adler‘ banten, da haben wir eine riesige Romantik gehabt, schauerhaft alterthümlich und bewohnt dazu. Ich glaube, Lititz heißt die Burg, daß da wie ein Felsenst auf dem Felsen, wie es in den Romanen heißt. Unsere lieben Strolche haben sich dort einquartiert und . . .“

„Herr Unternehmer, bevor Sie abfahren, möchte ich mit Ihnen noch ein wichtiges Wort sprechen,“ bemerkte der Ingenieur Paul.

„Da habt Ihr es, Kinder! Kaum daß es mir gelingt, Euere Ritter von mir abzuschütteln, bombardirt mich der Ingenieur schon wieder mit seinen Biffen!“

„Ich habe gestern noch einmal alle Arbeiten, die uns noch erübrigen, durchgenommen,“ begann Paul, als sie in der Bauhütte den Arbeitsaal betraten, „und bei genauer Berechnung hat sich herausgestellt, daß wir einstweilen für längere Zeit noch

mehr Arbeitskräfte brauchen werden, als ich ursprünglich annahm.“

„Wie? Wie? Ich liebe nicht derart halbe Reden, sagen Sie gerade heraus, was Sie wollen!“ stieß der Unternehmer hervor und riß an seiner Halsbinde.

„Ich glaube doch deutlich genug zu sein. Im Uebereifer und aus Gefälligkeit, Ihrem Wunsche entgegenkommend, gab ich Ihnen den Rath, die Hälfte der Arbeiter zu entlassen. Bei genauer Berechnung hat sich jedoch herausgestellt, daß dies noch nicht anginge, und deshalb ziehe ich heute meinen Vorschlag zurück. Wenn wir heute Leute entlassen, müssen wir morgen wieder andere einstellen.“

„Ich bitte Sie um Himmelswillen, Mensch, sind Sie bei Troste? Bei Ihnen rappelts!“

„Uebereilen wir uns nicht, Herr Chladek. Errare humanum est . . . pflegen Sie wenigstens einmal in jeder Woche zur eigenen Entschuldigung mir gegenüber zu sagen. Erlauben Sie, daß auch ich zum ersten und vermuthlich zum letzten Male von Ihrer Regel Gebrauch mache, um mich auszusprechen. Die Kündigung der Arbeiter muß widerrufen werden.“

„Aber Sie ziehen mir ja den Rock vom Leibe! Das kann ich nicht erlauben!“

„Und ich kann unter diesen Umständen den Bau so nicht weiter führen. Mit den Arbeitern muß auch ich mich für alle Ihre Liebeshwürdigkeit bedanken.“

„Hören Sie auf! Das wäre mir noch schöner! Die ganze Geschichte hier aufwühlen und dann davonlaufen,“ entsetzte sich der Unternehmer über die Drohung des Ingenieurs. „Wenn ich auch einbiße — meinen Verpflichtungen will ich nachkommen, und wenn es unbedingt sein muß — zeigen Sie mir doch Ihre Berechnung, Mensch!“

Der Mensch Paul that es und fing in trockenem Referententone an, vorzutragen. Er log nicht. Er brauchte nur in seiner neuen Berechnung die Anforderungen an die physischen Leistungen der Arbeiter etwas herabzumindern und einzelne unvorhergesehene Arbeiten von voraussichtlich längerer Dauer einzuschalten . . .

Nach einer halben Stunde erhob sich feufzend Herr Chladek und jammerte: „Genug, genug! Mir brummt der Schädel schon davon! Es ist wahrhaftig zum Wasserfaufen! In den Ohren summen mir Ihre Zahlen . . . Hu, hu. Machen Sie es, wie Sie es am besten verstehen, aber . . . aber ziehen Sie mich nicht ganz aus!“

Seinem Bauführer gegenüber war der Unternehmer ohnmächtig. Keineswegs jedoch aus gänzlicher Unwissenheit. Von Hause aus nur ein Geldmann, hatte er im Laufe der Zeit bei verschiedenen Bauunternehmungen so viel Erfahrungen erworben, daß er einen weniger intelligenten und begabten Techniker leicht beherrschen und beeinflussen konnte. Paul's imponirendes Wissen, sein praktisches und energisches Verfahren verdrängten durch eigene Wucht in den eintigen Jahren ihrer gemeinsamen Thätigkeit Herrn Chladek aus dem technischen Betriebe gänzlich auf sein finanzielles Gebiet zurück. Und der Unternehmer war ihm für diese Erleichterung dankbar und verließ sich ganz auf des Ingenieurs erprobte Gewissenhaftigkeit. So hatte er sich allmählig entwöhnt, dem eigenen Ermessen zu vertrauen, sobald es sich nur um die Bauangelegenheiten handelte. Die mißtrauischen Bemerkungen und zeitweisen Befürchtungen waren nur mehr gelegentliche Neckereien, in denen sich der Unternehmer gern erging, um sich immer und immer wieder sagen zu können: „Mein Paul ist mir nicht zu bezahlen!“

## VI.

Am Montag früh erhielten sämmtliche Partien die Ordre, laut welcher die bereits erfolgten Kündigungen aus der Arbeit bis auf Weiteres und für längere Zeit rückgängig gemacht wurden.

Am Abend desselben Tages erlebte das Städtchen ein nie gesehenes Schauspiel. Hunderte der Bauarbeiter zogen in Reih und Glied mit Musik und Fackeln zu der Bauhütte, wo der Partieführer Galat, auf dem Platz des zukünftigen Bahnhofes an den Ingenieur eine warmempfundene Ansprache hielt, die

von hundertstimmigen, brausenden „Hochs! und abermals Hoch!“ unterbrochen, der Gesinnung der Arbeiter ihrem Bauführer gegenüber berebten Ausdruck gab.

Im Verlaufe derselben Woche ordnete der Ingenieur an, daß den geschickteren Arbeitern ein höherer Lohn gezahlt werde und setzte auch bei den Partie-Meldesten sowie den einflußreicheren Arbeitern eine entsprechende, höhere Berechnung der Arbeiten durch. Schon am Samstag konnte man die Verbesserungen wahrnehmen, indem bei der Auszahlung die Ausgaben um volle zwölf Prozent gestiegen waren. Als aber acht Tage später die Auszahlung nach dem neuen, von dem Ingenieur ausgearbeiteten Tarif vor sich ging, konnte der Rechnungsführer Herrn Chladel eine Berechnung vorlegen, laut welcher die Arbeit mit einem Male um ein volles Viertel theurer geworden war.

Der Unternehmer schwieg. Bei dieser Auszahlung verhielt er sich überhaupt merkwürdig still; zu Hause jedoch, als er vor dem Schlafengehen sein übliches Gläschen an den Mund führen wollte, blieb er verduzt stehen:

„Varin steckt etwas,“ brummte er. „So lange ich lebe, ist es mir nicht vorgekommen, daß ich mir anstatt Sherry aus der Flasche, aus der Kanne vom Waschtisch Wasser eingesehen hätte. Eine bedeutungsvolle Geschichte! Herr Paul, Herr Paul, mit Ihnen ist etwas nicht in der Ordnung!“

(Fortsetzung folgt.)



## Unsere Herbstfestzeit.

Von Heinrich Lauenberg.

Alle christlichen Feste, die auf unsere Zeit überkommen sind, hängen mit zahlreichen Volksbräuchen zusammen, die uns oft gar sonderbar anmuten und ohne tieferen Einblick in die Vergangenheit unverstänlich bleiben. Wo die eigentliche kirchliche Feier eingestellt ist, da haften die alten Bräuche doch noch an den betreffenden Tagen, wie beispielsweise in evangelischen Gegenden an den Terminen der katholischen Kirchpatrone. So auffällig diese Erscheinung ist, so erklärlich wird sie bei genauerem Hinschen.

Es ist eine Thatsache, welche der Religionshistoriker immer von Neuem feststellen kann, daß im Laufe der kirchlichen Entwicklung die Göttergestalten des Heidenthums nicht einfach ausgerottet, sondern nur allmählich in christliche umgewandelt und namenlich durch eigens von der Kirche gemodelte Heilige ersetzt wurden. Im Zusammenhange damit erhielten auch die alten Volksfeste, in deren Mittelpunkt ausnahmslos Götter und Geister standen, eine andere Beziehung, indem sie zu Feiern der christlichen Heilsgeschichte oder zu Gedenktagen der Heiligen erhoben wurden.

Aber das Festwesen unserer Altvordere war — wenn auch stets der Kult in ihm eine Rolle spielte — doch nicht eigentlich religiösen Ursprunges; es war das Ergebnis des damaligen Wirtschaftslebens, wie dies J. Lippert in überzeugender Weise nachgewiesen hat. Auf diese wirtschaftliche Grundlage der überlieferten Volksfeste möchte ich kurz eingehen und dabei zeigen, daß auch die mit den letzteren zusammenhängende Feier in der damaligen Wirtschaftsgestaltung wurzelt.

Unsere Vorfahren hatten in ihrem Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht zwei große Wendepunkte zu verzeichnen, die nicht ohne besondere Veranstaltungen vorübergehen konnten. Zunächst kam der Aufbruch aus den Winterquartieren, der Auszug nach den Weiden und Aekern, auf welchen sie den ganzen Sommer verblieben. Der zweite Abschnitt des wirtschaftlichen Jahreslaufes war dann die Heimkehr in die Dörfer. Jede dieser Epochen bot Anlaß zu festlichem Leben.

Mit beglücktem Frühling versammelten die Volksgenossen sich auf der Mahlhütte, um vor dem Ausschwärmen der einzelnen Geschlechter und Familien die gemeinsamen Angelegenheiten, die im

Winter geruht hatten, zu ordnen. Vergehen waren zu sühnen und Rechtshändel zu schlichten. Man mußte den Göttern opfern und die „Seelen versorgen“. Gleichzeitig bot dieses Zusammenströmen von Volksmassen Gelegenheit, Geschäfte abzuschließen und Waaren auszutauschen, und wo immer die Alten zusammenkamen, da ging es insbesondere nicht ohne Spiel und Schmauserei ab. So vereinigten sich mit der wirtschaftlichen Wende im wesentlichen fünf Bestandtheile: Volksversammlung, Gericht, Gottesdienst, Markt und Mahl.

Das wiederholte sich, wenn im Herbst die einzelnen Gruppen wieder nach den geschlossenen Wohnplätzen zogen und sich auf der Dingstätte vereinigten, damit vor Eintritt des Winters, der den Verkehr unterbrach, die öffentlichen Angelegenheiten erledigt würden.

Beide Wendepunkte des Wirtschaftsjahres waren die „hohe Zeit“ des Volkslebens. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das Ganze als „Messe“ bezeichnet wurde, wie auch heute das Wort sowohl für eine kirchliche Kulthandlung, wie für das Marktwesen gilt. In den ländlichen „Kirnmessen“ treffen wir unter demselben Namen noch die Vereinigung mehrerer Elemente der alten Herbstfestzeit an, insbesondere die Schmauserei und die Opferrate mit mancherlei aus dem Kult hervorgegangenen Volksbräuchen; zuweilen ist in Verbindung mit der Kirnmes auch der Markt erhalten geblieben, oder die Termine beider Veranstaltungen liegen wenigstens dicht beisammen.

Zur Schmauserei eignete sich die hohe Zeit des Herbstes mehr, als die Frühlingszeit. Die Wintervorräthe waren angehäuht, das Vieh für den Fleischbedarf war gemästet, das Einschlagen nahm seinen Anfang. Die ganze Herbstfeier trägt den Stempel eines Schlachtfestes. Je nach den besonderen Verhältnissen erstreckte sich das Festleben über einen größeren Zeitraum, wie denn unsere Vorfahren nicht eigentliche Festtage, sondern nur Festzeiten kannten. Während hier eine Dorfschaft die Feier zeitiger begann, schob sie sich in einer anderen Gegend weiter hinaus. Und in der einzelnen Gemeinde selbst dehnte sich das Fest über mehrere Wochen; denn im Gegensatz zur Frühlingsfeier nötigte der Herbst mehr zu häuslichen Veranstaltungen, und da gleichwohl nach altem Brauche ein größerer Kreis von Dorfgemeinden daran theilnahm, so mußten die Festlichkeiten sich auf die verschiedenen Familiengruppen oder Wirtschaften vertheilen und zeitlich auseinander liegen, wodurch sich das Ganze in die Länge zog. Die weite Zeitspanne, welche heute durch Bartholomäus und Nikolaus begrenzt wird, wurde vordem durch die herbstliche Feier ausgefüllt, und noch jetzt bewegen sich die Kirnmessen zwischen beiden Terminen. Der örtliche Beginn richtete sich nach dem Abschluß der Ernte, während das Ende von dem Eintritt des Winterwetters abhing.

Gegen dieses Festleben hatte die Kirche einen schweren Stand. Den Priestern erschien das ganze fröhliche Treiben, da es mit Opfern für die heidnischen Götter und Geister verbunden war, als ein Gruesel, und man bemühte sich, der Sache ein christliches Gewand zu geben. In die Periode des Frühlingsfestes konnte die Kirche ihre großen Gedenktage der Heilsgeschichte verlegen, und diese saugten das volkstümliche Festleben zwischen Palmsonntag und Johannis zum großen Theil auf. Für den Herbstfestkreis aber hatte die Kirche derartige wichtige Feiern nicht zur Verfügung. Sie mußte Heiligtage von geringerer Bedeutung einschleichen, um diese zum Mittelpunkt des festlichen Treibens zu machen. Entsprechend der örtlich verschiedenen Zeittage des Herbstfestes waren solche Gedenktage in größerer Zahl notwendig, damit alle Gegenden getroffen wurden. So haben wir insbesondere Bartholomäus, Michaelis, Gallus, Hubertus, Martin, Andreas und Nikolaus erhalten. Um den volkstümlichen Seelentrost, der auch von der Herbstfeier unzertrennlich war, zu christianisieren, wurde außerdem der christliche Festzirkel Allerheiligen und Allerseelen eingeführt.

Doch es gelang all' diesen Gedenktagen der Kirche nicht, das alte Volksfest zu verdrängen. Nicht nur, daß sich die überkommenen Bräuche mit der Heiligen-

feier verbanden: das Herbstfest behauptete auch seinen selbstständigen Fortbestand. Wir haben es in den Kirnmessen noch heute vor uns. Die Kirche hat zwar diese ländlichen Feste als Kirchweihfeste gedeutet, aber sie haben mit solchen, wie ihr ganzer Verlauf zeigt, nichts gemein. Sie sind nach Namen und Charakter uralte Bauernfeste, zusammengeschmolzen aus der großen Herbstmesse unserer Vorfahren. Das Wort „Kirche“ in der Verbindung „Kirnmes“ ist wohl nur hinzugezogen, nachdem die Kirche die Stelle des alten Kultmahles eingenommen hatte, dessen Umgebung einstmals der Feiertag der Messe gewesen war.

Da es sich in den herbstlichen Heiligentagen um eine Zusammenziehung der Kirnmesfeier handelt, so muß nothwendig die Art, wie das Volk sie nach altem Herkommen begeht, dem wirtschaftlichen Charakter der Kirnmes entsprechen. Wir finden daher die allgemeinen Kirnmesbräuche im besondern auch an den kirchlichen Gedenktagen dieser Periode.

Am besten hat die Martinsfeier ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Die Schmausereien dieses Tages erinnern ganz an die Schlachtfeste der Alten. Daß dabei die Gans eine Rolle spielt, ist leicht erklärlich; sie gehört wohl zu den leckersten Braten dieser Jahreszeit. Und wenn der Mensch sich göttlich that, mußten auch die Götter und Seelen ihr Theil haben. Das ist die Bedeutung der Martinsgans, die dem Heiligen beim Schmause dargebracht wurde, wie einst dem alten Gotte, den er verdrängt hatte. Dennoch ist die Gans keine Spezialität des Martinstages. Auch das Huhn kommt in in den Martinsbräuchen zu Ehren. Anderwärts zeigt sich dieselbe Vorliebe für das Schwein, und im Volke wird geradezu von „Speckmärtchen“ gesprochen. In England hat man an Stelle der Martinsgans das Martinsbeef. Die Friesen nannten den ganzen Monat den Schlachtmont, während er bei Schweden und Angelsachsen Blutmont hieß. Am Rhein ziehen die Kinder umher und sammeln unter Absingen des Martinsliedes Gaben ein. Darin ist ein Rest des Zusammentragens zum gemeinsamen Mahle erhalten, eines Brauches, der früher mit allen Volksfesten verbunden war. In dem Liede werden Fleisch und Speckzeiten, Würste, Äpfel, Kuchen und Nüsse gefordert — gewiß das Menu der alten Herbstschmäuse. Das gemeinsame Mahl finden wir noch, wenn in Böhmen der Viehhirt an Martini seiner Gemeinde ein Abendbrot giebt. Die Martinshörner, die ein weitverbreitetes Festgebäck sind und in böhmischen Orten beim Pathenbesuch an Kinder verschickt werden, erinnern wohl an ein früher bei der Heimkehr von den Feldern und Weiden gebrachtes Geschenk oder Opfer von Kleinvieh. Auch zu Olpe in der Mark findet sich am Martinstage die Sitte der Kinderbesuchung, und in Holland herrscht sie allgemein. Dem Heiligen zutrinken, ist ein urthümlicher Kultbrauch; man bietet Martin den Trunk, wie früher der Gottheit, die ihn zur Labung nötig hatte. Daß hierbei Hörner gebräuchlich sind, ist durch den primitiven Hausrath der älteren bäuerlichen Wirtschaften bedingt worden. Den Schluß des Festes bilden die Martinsfeuer, jene aus der Vorzeit überlieferte Sitte, welche den Zweck hat, die Geister zu verscheuchen. Man will die Gäste aus der anderen Welt los sein, nachdem man mit ihnen geschmaust und berathen.

Der Martinsfeier ist das wesentlich früher fallende Fest Sankt Michael vielfach ähnlich. Es giebt ein Michaelshuhn und eine Michaelsgans; man kennt auch das Trinken der Michaelsumme. Mit Rücksicht auf den Termin hat Michael in Weinbaugegenden die Bedeutung eines Patrons der Winzer erhalten und es wird oft schlechthin vom „Weinmichel“ gesprochen. Im Volksglauben wimmelt es von Spitzgeschichten und Zauberregeln, was immer auf alte Kultbeziehungen schließen läßt. Und das Bedeutsamste ist, daß auch am Tage St. Michael die Hexen zum Blocksberg reiten.

Von den späteren Heiligentagen ist besonders Sankt Andreas populär. Wie Michaelis ein Tag der Wetterzeichen ist, so ist auch der Andreasabend in vieler Beziehung vorbedeutend. In der Andreasnacht schaut das Volk in die Zukunft; es ist der rechte Zeitpunkt für Orakel- und Zauberproben.

St. Andreas steht speziell bei den jungen Mädchen und Frauen in Ehren; im Traume oder durch besondere Zeichen offenbart sich ihnen der zukünftige Geliebte und Gatte. Man giebt Blei und experimentiert mit Eiweiß, um aus den mancherlei Formen das Nöthige zu erfahren. In der Nacht toben die Dämonen und es ist nicht rath'am, draußen zu weilen. Das Alles sind Jüge, welche das mit dem alten Herbstfest verbundene Geisterleben erkennen lassen.

Den Reigen der Kirmeizeit beschließt der Nikolaitag. Noch mancherlei Volksbräuche dieser Periode haften an ihm, aber sie herrschen nicht in dem Maße vor, wie insbesondere beim Martinsfeste. Der späte Termin — an der Schwelle des Winters — stand wohl einer allgemeinen Feier und der Entfaltung des rechten Festlebens im Wege. Das Sammeln zum gemeinsamen Mahle ist angedeutet in der Sitte der Kinderbescherung, die gerade das Fest des Nikolaus auszeichnet. Zumeist handelt es sich um Bescherung der eigenen Kinder, doch ist diese in vielen Gegenden reichlicher, als jene zu Weihnachten, und nicht selten erscheinen die Nikolaispenden älter, als der weihnachtliche Brauch. In meinem Heimathsorte — im sächsischen Erzgebirge — hat sich noch ein Rest der allgemeinen Gaben erhalten; jedes Kind und auch arme Erwachsene bekommen dort aus einer Stiftung kleine Geldbeträge. Anderwärts zieht der heilige Nikolaus, wie in den Weihnachtsspielen, selbst umher und vertheilt an die Jugend Äpfel, Nüsse, Backwerk usw. Bei den Serben ist auch wieder der Kultcharakter konservirt, in jenem Brauche, dem Heiligen an diesem Tage Vinne zu trinken.

Nikolaus erscheint — sowohl in der Legende, wie im Volksspiele — in der Eigenschaft eines Teufelsbändigers. Er führt einen wilden Gefellen an der Kette mit sich. In christlicher Umdeutung ist das der Teufel. Es handelt sich aber eigentlich nur um die alten Heidentümer. In vielen Gegenden steht man dem Ursprung des Brauches näher, wenn der Gefangene den „Knecht Ruprecht“ oder die „böse Braut“ darstellt. Ruprecht gilt als die Personifikation der heidnischen Geisterwelt. Das Spiel am Vorabend des Nikolaifestes ist also ein Versuch, die Besiegung des Heidenthums dramatisch zu gestalten. Und da die Kirche die alten Götter mit dem Teufel identifizierte, so ist es nicht unlogisch, in dem Gefesselten diesen selbst zu sehen. In Böhmen und Mähren wird denn auch der gebändigte Ruprecht ausdrücklich als Teufel bezeichnet.

So ist es der Kirche bei diesem letzten Abschnitt der Herbstzeit mehr als bei anderen Heiligentagen gelungen, der Feier einen christlichen Sinn unterzulegen und diesen auch im Volkspiel zum Ausdruck zu bringen. —



## Reise in den Weltraum.

Von Camille Flammarion. Deutsch von Gertrud David.  
(Schluß.)

Auf fünfzig Millionen Milliarden Meilen.

Ich setzte meine himmlische Reise fort und verließ das System der Sonne Alpha im Centauren, um mich nach den sternbesäten Tiefen des Raumes zu begeben, in denen das Kreuz des Südens strahlt. Meine Reise führte mich durch sonnenreiche Himmelsräume und durch nächtliche Einöden. Die Sonnensysteme flogen an mir vorüber, einen Augenblick aufleuchtend und mich mit ihrem Glanze blendend, um dann wieder in die ewige Nacht zu verschwinden.

Der Zustand des Weltalls im Allgemeinen ist Nacht und Schweigen. Nur in der Umgebung der Sonnen ist Licht, und nur in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, innerhalb ihrer Atmosphären Geräusch.

Ich kam an Sterngruppen vorbei und sah dort ungeheure Erdkugeln in einem für unser Auge fremden Lichte ihre Bahn rollen. Elektrische Schläge, magnetische Schauer, gewisse undefinirbare Empfindungen, die ich zu verspüren glaubte, sagten mir, daß diese Welten für Organismen, wie die unserigen, un-

bewohnbar sind. Die Wesen, die diese merkwürdigen Welten bevölkern, fühlen anders, sehen, denken anders als wir.

Ich entsinne mich besonders, bei meinem Fluge einer Gruppe von vielfarbigen Weltkörpern begegnet zu sein, die durch drei Sonnen erleuchtet wurden, die in rubinrothem, smaragdgrünem und saphirblauem Lichte strahlten.

Diese eigentümliche Beleuchtung — das heißt, seltsam für uns, gewohnt für Jene — berührte mich so wunderbar, daß ich mich fragte, ob ich nicht durch einen Traum geneckt würde, ob es wirklich solche Schöpfungen geben könne. Eigentlich hätte ich diese Zweifel nicht einen einzigen Augenblick hegen dürfen, hatte ich doch selbst oft genug schon am Teleskop solche Vereinigungen von farbigen Sonnen beobachtet, die dem Astronomen so bekannt sind. Ich hielt an und näherte mich einem dieser Weltkörper. Ich fand ihn von Wesen bewohnt, die aus Licht gewoben schienen, deren Schönheit die zarten Farben unserer frischesten Rosen, unserer reinsten Lilien weit hinter sich ließ. Diese Wesen leben von der Luft allein, die sie athmen. Sie sehen sich nicht dazu verdammt, wie die Einwohner unseres Planeten, fortwährend unzählige Thiere hinzumorden, um damit ihre Körper zu füllen. Wie würden in ihren Augen die irdischen Menschen dunkel, schwer und plumpe erscheinen; sie würden sich ihrerseits fragen, ob wir wirklich leben und uns lebend fühlen. Ihre Schönheit, ihr Glanz, ihre Leichtigkeit weckten in mir durch den Gegensatz die Erinnerung an die irdischen Lebensbedingungen.

Ich dachte daran, wie die brutale Gewalt hier die Alles überwindende Herrscherin ist. Täglich werden Millionen von Wesen getödtet, um das Dasein der anderen zu fristen. Der Krieg Aller gegen Alle ist ein Naturgesetz in der Thierwelt, und die Menschheit hat sich noch so wenig aus ihrer thierischen Barbarei erhoben, daß fast alle Völker, wie zu den primitivsten Zeiten, das Joch der Sklaverei und Knechtschaft auf sich nehmen. So weit von der Erde entfernt, kam es mir zum Bewußtsein, wie ungeheuer groß die Beschränktheit der Bewohner dieses Planeten ist.

Ich versuchte, im Raume nicht etwa die seit Langem unsichtbare Erde, sondern nur unsere Sonne zu entdecken; aber es gelang mir nicht, sie aufzufinden, noch irgend einen ihrer glänzenden Nachbarn. Die ganze Region des Raumes, in der unsere schwimmende Insel gravitirt, war schon seit Langem wie ein unbedeutender Punkt in den Tiefen der Unendlichkeit verschwunden. . . .

Das System von vielfachen farbigen Sonnen, deren organischer Reichthum in mir diese Erinnerung an die irdische Dämmerung wachgerufen hatte, schwebt im Raume in der 12 500 fachen Entfernung unserer Nachbarsonne Alpha von uns, also ungefähr fünfzig Millionen Milliarden Meilen weit. Das Licht braucht mehr als 43 000 Jahre, um diese Entfernung zu durchmessen.

Dennoch ist dies keine außerordentliche Entfernung vom astronomischen Standpunkte.

Das glänzendste Gestirn an unserem Himmel, der Sirius, würde, in diese Entfernung versetzt, nur 3500 mal so weit von uns entfernt sein, als er es wirklich ist, und würde uns zwölf Millionen Mal weniger Licht senden. Er wäre bei den neuen Fortschritten der Photographie noch ein wahrnehmbares Pünktchen: er wäre ein teleskopischer Stern achtzehnter Größe.

Dieser Sternmarkstein wäre also noch weit davon entfernt, die äußerste Grenze unseres Weltalls zu bezeichnen, das sich bis über die Sterne zwanzigster Größe hinaus erstreckt, und eine Anzahl von Sonnen, die sich auf mehrere Milliarden beläuft, zu umfassen scheint.

Und, wahrhaftig, wie ich meine himmlische Reise fortsetzte, hatte ich neue Abgründe zu überschreiten, begegnete ich neuen Welten. Aus weiter Ferne vor mir, über mir, tauchten sie aus der Nacht auf, wurden zu Sonnen, die den Raum mit ihrem blendenden Lichte erfüllten, die einen einfach, die anderen doppelt, dreifach, vierfach, bald in goldenem oder silbernem Lichte, bald in den prachtvollsten Farben strahlend, und von Erden mit unbekanntem Mensch-

heiten umkreist, dann rohten sie an mir vorüber und versanken hinter mir in die ewige Nacht. Verschiedene Bewegungen trugen sie nach allen Richtungen des Raumes dahin, wie Leuchtflugeln, die aus den Bouquets der Feuerwerke ausstrahlen, und Alles schien sich in einen Sternenregen zu verwandeln.

Als ich mich den äußersten Grenzen unseres Weltalls näherte, wurden die Sonnensysteme immer spärlicher, und endlich fand ich mich im Schooße einer furchtbaren Leere, einer nächtlichen Einöde, in die nur von Ferne die Form und die Umrisse unseres Weltalls herüberstimmerten. Es hatte das Aussehen eines jener zahlreichen Sternennebel, die wir in den teleskopischen Feldern beobachten, und wurde kleiner und kleiner, je mehr ich mich in die Tiefen des äußeren Raumes verlor.

Da bemerkte ich in der unendlichen Nacht über mir ein neues Weltall, das wie eine ferne, bleiche Nebelmasse im Raume schwebte. Jetzt begriff ich, daß Alles, was wir während der sternklaren Nacht sehen, und Alles, was die teleskopischen Forschungen uns schon entdeckt haben, nur ein Lokalgebiet eines Universums ist, und daß es noch andere Universums giebt, außer dem, in welchem unsere Sonne ein Stern ist.

### Im Unendlichen.

Ich näherte mich diesem zweiten Weltall, das vor meinen Augen größer und größer wurde wie ein Sternensystem, und bald erreichte ich seine ersten Vorburgen.

Ich durchflog es in seiner ganzen Ausdehnung, und ich fand, daß es ebenfalls aus vielen Milliarden von Sonnen zusammengesetzt war, die voneinander durch Millionen von Milliarden von Meilen getrennt waren. Und jenseits desselben breitete sich von Neuem eine Einöde von Nacht und Einsamkeit aus, gleich derjenigen, die ich zu durchschreiten hatte, um dieses zweite Weltall zu erreichen.

Ich setzte meinen Ausflug fort, ich sah ein drittes erscheinen, und ich durchquerte es. Ein viertes folgte ihm, dann ein anderes und noch eines. Und wenn ich die Einöden durchflog, die sie trennten, so entdeckte mein Blick, nach welcher Seite er sich auch wandte, in der Ferne immer und überall nur Weltalle.

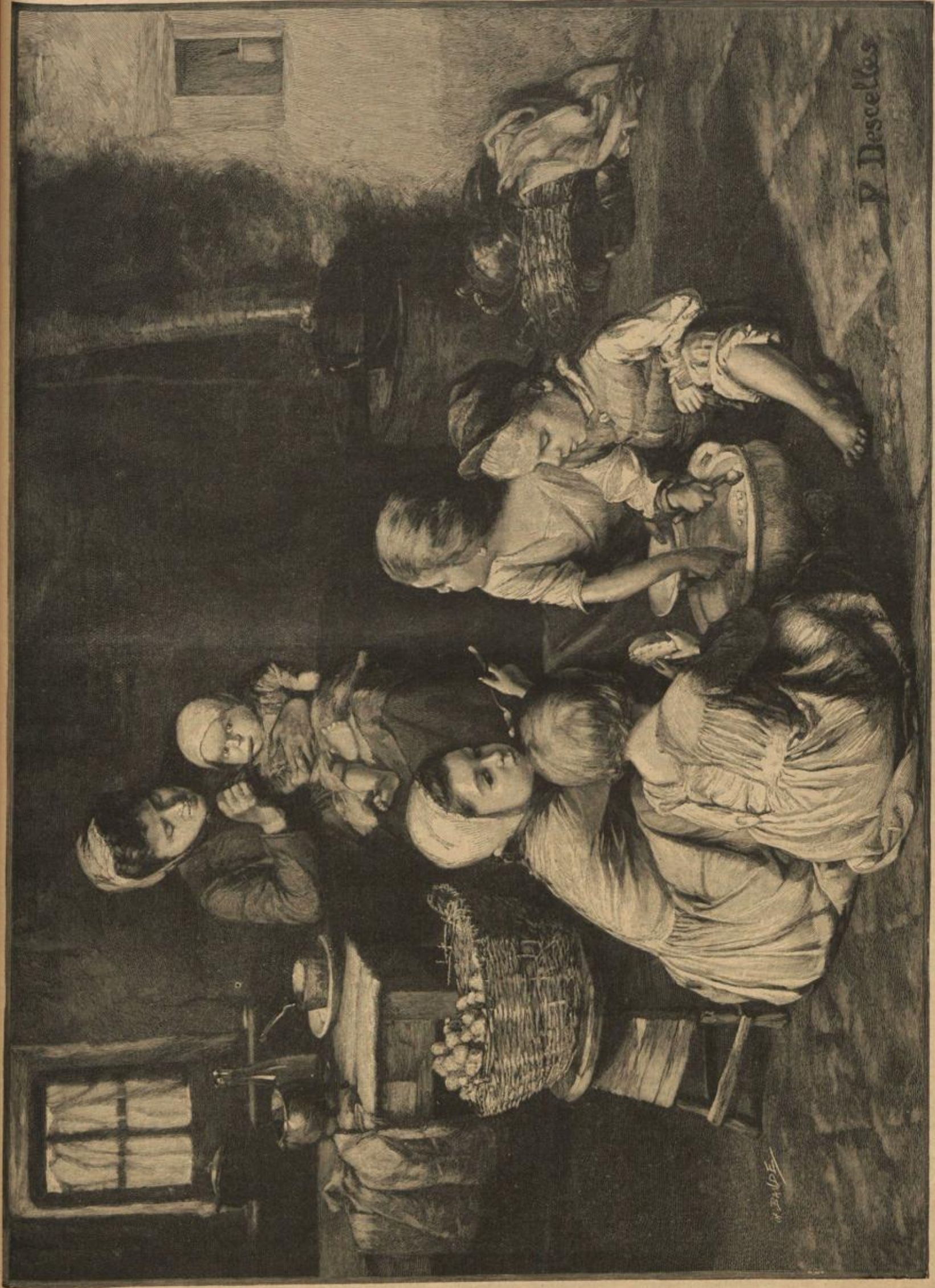
Da begriff ich, daß alle Sterne, die wir jemals am Himmel beobachtet haben, daß die Millionen von leuchtenden Punkten, welche die Milchstraße bilden, daß die unzähligen Himmelskörper, die Sonnen von jeder Größe und Farbe, alle die verschiedenen Systeme Planeten und Satelliten, daß Alles, was die menschlichen Sprachen mit dem Namen Himmel oder Weltall bezeichnet haben, nur ein Inselarchipel im Meere der Unendlichkeit, nur ein Ort, eine mehr oder minder bedeutende Stadt in einem unermeßlich großen Reiche ist.

In dieser Stadt des Landes ohne Grenzen ist unsere Sonne mit ihrem System ein Haus inmitten der Milliarden anderer ähnlicher Häuser. Und ist sie in dieser Riesstadt Palast oder Hütte? Wohl eher das Letztere! Und die Erde? Sie ist eine Kammer in diesem Sonnenhause, eine armselige Wohnung, ebenso winzig wie bescheiden.

Unsere ganze Welt hat also in dem großen Haushalte der Natur keine andere Bedeutung als ein ärmliches Zimmer in einem großen Hause. Dieses Haus ist seinerseits in der Mitte einer ungeheuren Stadt verloren, und diese ungeheure Stadt, die für uns das ganze Weltall darstellt, ist dennoch in Wirklichkeit nur ein Weltall, über das hinaus in allen Richtungen des Raumes andere Weltalle in unendlicher Anzahl existiren.

Wie weit ist es von dieser Wirklichkeit bis zu den menschlichen Annahmen, den früheren wie den gegenwärtigen, die sich einbilden, daß unsere Welt die Unendlichkeit ausfüllt!

Wenn die Astronomie keinen anderen Erfolg gehabt hätte, als den, unsere allgemeinen Anschauungen zu erweitern, uns das Verhältniß unserer Erde zur Unendlichkeit vor Augen zu führen und uns von der früheren Sklaverei des Gedankens zu befreien, so verdiente sie schon deshalb unsere ewige Dankbarkeit und Verehrung, denn ohne sie würden wir gewiß unfähig sein, richtig zu denken.



Hungry Wanderers. Nach dem Gemälde von Paul Descelles.

Ich hatte mehrere Weltalle durchflogen, die voneinander durch Abgründe des Nichts getrennt waren. Am meisten hatte mich bei dieser allgemeinen Betrachtung der Anblick der vielen fremdartigen Menschheiten in Stämmen gefesselt, die in den verschiedenen Regionen des Raumes ihr ihnen eigenthümliches Leben lebten, jede dahingerissen in den Strudel ihres Geschickes und ihrer persönlichen Angelegenheiten. Ja, während die Einwohner der Erde sich das Weltall nach ihrem Maße zurechtstufen, giebt es Tausende, Millionen, Milliarden von Menschheiten, auf allen Stufen der geistigen Entwicklung, in Sonnensystemen, von denen wir nichts ahnen, die aber für jene der Mittelpunkt ihrer Beobachtungssphäre sind, und weit von denen unser irdisches Heimathland in unendlicher Entfernung verloren ist.

Ich bemerkte auch erloschene Welten. Es ist eine Thatsache, die der Beachtung würdig ist, daß jede Existenz der Vernichtung zuströbt. Die Wesen werden nur geboren, um zu sterben; die Weltkörper machen nur die Perioden ihrer Lebensfähigkeit durch, um dann wieder von ihrem Gipfelpunkt herabzusinken, dem Verfall und dem Grabe entgegen zu eilen; die Sonnen flammen nur auf, um wieder zu verlöschen. Der Tod ist also *suprema lex* — das oberste Gesetz, das Endresultat.

Der Mathematiker kann heute mit ziemlicher Gewißheit den Zeitpunkt berechnen, an dem unsere Sonne erloschen sein wird, und wo die Erde wie ein Friedhof von Eis in der ewigen Nacht ihre Bahn rollen wird. Die ganze Geschichte der Menschheit wird sich in vollständiges Nichts auflösen. Die Zeit wird kommen, wo selbst die Ruinen zerstört sein werden.

Infolge des Bestrebens der Energie, sich im Weltall in dauerndes Gleichgewicht zu setzen, wird das Leben ein Ende haben, auf der Erde wie auf allen anderen Weltkörpern.

Doch wenn sich uns so Alles der Vernichtung entgegen zu neigen scheint, so ist es nur, weil wir das Gesetz von der Erhaltung der Kraft noch nicht kennen. Ein solches Ende ist undenkbar, da eine solche Annahme schon in ihren Voraussetzungen ihre eigene Verbannung in sich trägt.

Kraft und Stoff können, wie wir wissen, weder erzeugt noch zerstört werden, sie sind seit aller Ewigkeit vorhanden und folglos in Thätigkeit.

Hätte also das Aufstammen der Sonnen im Raume nur den Endzweck ihres schließlichen Verlöschenes und mit diesem die Vernichtung des Lebens auf der Oberfläche der zu ihnen gehörigen Planeten, so dürfte es, da ja die Energie schon seit aller Ewigkeit darnach strebt, sich in dauerndes Gleichgewicht zu setzen, überhaupt keine Sonne mehr geben, dürfte kein einziger Stern mehr vorhanden sein.

Nur im Verhältnis, nicht zu einer ewigen Dauer, sondern nur zu einer Periode, die wie ein Blitz gegenüber dieser Dauer vergeht, zum Beispiel im Verhältnis zu einer Trillion von Jahren dauert das Leben einer Menschheit, eines Planeten oder einer Sonne nur sehr kurze Zeit. Die Geologen sprechen von zehn Millionen Jahren als der ganzen Dauer der geologischen Perioden seit dem Erwachen des Lebens auf unserer Erde, die Physiker von 50 Millionen Jahren für die Dauer der Uebergangsperiode unserer Erde vom flüssigen in den festen Zustand, die Astronomen von 100 Millionen Jahren als dem Alter der Sonne und etwa ebenso vielen als ihrer wahrscheinlichen Zukunft. Wenn wir nun diese Zahlen verdoppeln, verdreifachen, verzehnfachen, ja selbst hundertfachen, so kommen wir immer noch nicht auf den millionsten Theil einer Trillion. Wir können also behaupten, selbst ohne eine verstoffene Ewigkeit anzunehmen, daß, wenn wirklich alle in den Sonnen aufgespeicherte Energie keinen anderen Endzweck hätte, als das Verlöschen, den Tod, wir in diesem Moment nicht existieren würden, daß nichts von alledem, was ist, sein würde. Das Weltall ist nicht beim Anbeginn der Dinge auf einmal geschaffen worden. Diesen Anbeginn selbst giebt es garnicht. Wir finden im Raume Sonnen von jedem Alter. Es giebt deren alte und es giebt deren junge. Hier Wiegen, dort Gräber. Wenn die ersten Schöpfungen, die durch die „Kraft“ und den „Stoff“ gebildet waren, sich

nicht erneuert hätten, so würde es überhaupt kein Weltall mehr geben. Alle die ursprüngliche Energie, die die Sonnen belebt hätte, wäre erschöpft.

Wie wir bei einem Gange durch einen Wald auf unserem Wege gestorbenen Eichen und grünen Bäumen mit jungen Trieben begegnen, so begegnet der himmlische Wanderer im Raume Weltkörpern, deren Leben seit Langem erloschen ist, anderen, die dem Verlöschen nahe sind, wieder anderen, die in voller Lebensfähigkeit stehen, und endlich solchen, die sich eben dem Dasein entfalten. Alles stirbt, aber Alles ersteht wieder.

Unter den Himmelskörpern in voller Lebensfähigkeit, die ich bei meiner Reise durch jene fernen Weltenräume besuchte, schien mir einer besonders bemerkenswerth wegen der Vollkommenheit seiner sozialen Verhältnisse. Obgleich diese Welt unermesslich weit von all denen entfernt ist, die wir in den Tiefen des Raumes bemerken können, ist doch die Menschheit, die sie bewohnt, in physikalischer Hinsicht nicht sehr von der unserigen verschieden. Sie ist auch in zwei Geschlechter getheilt, und ihre organischen Formen ähneln ein wenig denen unserer Rasse. Aber ihre sozialen Verhältnisse sind unvergleichlich fortgeschrittener als die unserigen.

Eine vollkommene Harmonie herrscht unter allen Gliedern dieser weiten Familie. Einfach und bescheiden, hat keines dieser Wesen einen höheren Ehrgeiz, als nach und nach in der Erkenntniß der Wahrheit und in der moralischen Vervollkommnung vorzuschreiten.

Die Atmosphäre ist nicht genügend nahrhaft, und man ist wie bei uns genöthigt, zu essen, um zu leben. Aber man nährt sich hier ausschließlich von Früchten und Gemüsen und tödtet keine lebenden Wesen.

Die Funktionen des materiellen Lebens nehmen nur einen sehr kleinen Theil der Zeit in Anspruch, man führt hier vorwiegend ein geistiges Leben. An Stelle der persönlichen Streitereien und Eifersüchteleien, die das Leben der Männer und Frauen auf der Erde ausfüllen, beschäftigt man sich fast nur mit Studien und Vergnügungen.

Das Geld ist überhaupt nicht erfunden worden. Es giebt weder Reiche noch Arme. Die zur Nahrung nöthigen Früchte können überall gepflückt werden, weit über allen Bedarf hinaus. Da ein ewiger Sommer herrscht, so hat man nie an irgend welche Bekleidung gedacht, denn die Körperformen bewahren immer ihre Schönheit und die Kosterie hätte nichts zu verheimlichen.

Man altert hier nicht. Wenn für den Menschen seine Zeit gekommen ist, so schläft er ein, und sein Körper zerfällt sich wie eine Wolke, die durch den veränderten Zustand ihrer Moleküle unsichtbar geworden ist.

Kein Gesetz hat Heirathsfesseln eingeführt. Da es unmöglich wäre, eine Interessenverbindung einzugehen, weil es keine Rangordnung und keine Vermögen giebt, so ist die Liebe die einzige Leiterin der Wahl. Es kommt selten vor, daß die Jahre eine Nichtübereinstimmung der Charaktere entdecken lassen, die eine andere Wahl wünschenswerth erscheinen lassen könnte, aber wenn eine solche Disharmonie sich wirklich zeigt, so hält keine Fessel die Gatten zurück. Uebrigens bleiben sie ja nur Liebende und werden niemals Gatten. Ein Wunsch nach Abwechslung, nach Veränderung aus Neugierde kommt selten vor, weil die Wesen, die sich frei gewählt haben, sich gegenseitig über Alles lieben und sich nur gewählt haben, weil sie sich kennen.

Die Freunde sind sicher und treu, und man findet hier kein Beispiel von Eifersucht oder sonst einem niedrigen Gefühl.

Im Gegensatz zu den Anschauungen, die bei uns vertreten sind, würde hier jeder Mensch, dessen Leben von unedlen Motiven der Habsucht oder des Ehrgeizes geleitet wäre, als ein unglaubliches Monstrum angesehen und von Allen auf das Tiefste verachtet werden.

Es giebt hier auch keine Völkergrenzen. Die Menschheit bildet eine Rasse, eine einzige Familie. Die Verbindung zwischen allen Theilen des Globus ist durch eine besondere Art Sprache hergestellt, die

mit der Schnelligkeit des Bliges fliegt. Ein Verwaltungsrath, der durch die allgemeine Volksabstimmung eingesetzt ist, leitet die Arbeiten, die sich auf das öffentliche Erziehungswesen, auf die Wissenschaften und Künste, auf die Rechtspflege beziehen. Aber diese Wählermasse ist aufgeklärt und überträgt ihre Stimme nur den bestunterrichteten und hervorragendsten Menschen. Es ist wohl überflüssig hinzuzufügen, daß ein Kriegsministerium hier niemals existirt hat. Das Volk, das sich durch seine Vernunft leiten läßt, verlangt nach keinem Fetisch. Kein patriotisches Gefühl kann hier ausgebeutet, ja nur erfunden werden, weil es keine Grenzen giebt, die die Menschen voneinander trennen.

Man hat hier keine offizielle Wissenschaft eingerichtet. Keine Sorbonne hat die Bewegungstheorie verdonnert, keine Akademie hat die Idee des ewigen Friedens für Unsinn erklärt. Man bemerkt hier keine Titel und Auszeichnungen, man werthet nur den geistigen und moralischen Gehalt einer Person.

Das Wort Unfehlbarkeit giebt es in der Sprache dieses Volkes nicht.

Eine einzige Religion herrscht in den Geistern und in den Gemüthern: die Religion durch die Astronomie. Die weit überlegenen Fähigkeiten dieser Geschöpfe, ihre zahlreicheren und schärferen Sinne, ihre bedeutenderen Beobachtungsinstrumente haben sie seit Langem mit den Weltkörpern in Verbindung gesetzt, die sich in ihrer Umgebung befinden, und sie haben es verstanden, sich der Anziehungskraft als Verkehrsmittel zwischen den Welten zu bedienen.

Sie haben das Geheimniß der Verbindung von Kraft und Stoff entdeckt und wissen, daß es dort eine wesentliche Einheit giebt.

Ihre Religion besteht darin, daß sie versuchen, besser und vollkommener zu werden durch das fortgesetzte Studium der Natur, und daß sie einander mit der Liebe der Gleichheit und Brüderlichkeit lieben. Von dort aus hat man niemals die Erde gesehen, und kein Mensch ahnt etwas von ihrer Existenz.

Sie schienen mir vollkommen glücklich, obgleich von einer außerordentlichen nervösen Feinfühligkeit. Sie verbringen den größten Theil ihres Daseins mit den ausgefeiltesten Vergnügungen. Ihre Welt ist ein ewiges Eden, das fortwährend neu ersteht. Der Duft der herrlichsten Blumen, der Anblick der schönsten Landschaftsmerkmale, der vollkommene Gesang ihrer Vögel ergötzen ihre Sinne. . .

\* \* \*

Während ich dieses wunderbare Schauspiel betrachtete, fühlte ich mich umflossen und durchdrungen von Tönen, die meine entzückte Seele in der herrlichsten Melodie wiegten, die ich je gehört hatte. Die Empfindung einer wahrhaft himmlischen Anziehung schien mich auf einer Wolke nach einer Insel herabzutragen, auf der sich ein Palast von Blumen erhob. Ich empfand eine Art elektrischen Schauer, und . . . ich fand mich in einem weiten Armstrahl sitzend, nahe dem hohen Fenster eines venetianischen Balkons. Eine mit Musikanten besetzte Gondel kam vom Lido durch den großen Kanal zurück; die Insassen sangen harmonische Chöre, der Himmel funkelte in seiner Sternensprache, Luna verjaht hinter den Kirchtürmen und Mars stieg nach dem Horizonte herab. Die alte Thurmuhr ließ langsam die zwölf Schläge der Mitternacht ertönen. „So war ich also eingeschlafen“, sagte ich mir. „Mehr als zwei Stunden sind es, daß ich an diesem Fenster sitze. Der Mond hat inzwischen 7300 Kilometer auf seiner Bahn um die Erde durchlaufen, die Erde selbst hat bei ihrer Drehung um die Sonne 212 000 Kilometer zurückgelegt. Sanfte Anziehung, du führst die Weltkörper durch den Raum, vielleicht führst du ebenso die Seelen durch die Zeit. Schöner Sternenhimmel, der du uns schon so viel gelehrt hast, wirst Du uns nicht bald das große Weltenräthsel ganz lösen helfen? Auf dich setzen wir unsere Hoffnung, du allein kannst uns unterrichten, du nur vermagst uns einzuflößen das Geheimniß der Unendlichkeit und der Ewigkeit zu entschlüsseln.“ —

## Ein Poet?

Erzählung von J. J. David.

(Schluß.)

Auf der Straße aber weckte noch immer Bernhofer. Eine dumpfe Betäubung hatte ihn nach den Aufregungen der letzten Stunden überkommen. Er sah sich um und fand sich in einer fremden Gegend; die Nacht narrete ihn, und durch ein Winkelweert von Gassen fühlte er sich beirrt. Und mühsam und suchend strebte er dem Strome zu. Er war weit von seiner Behausung und mußte nun doch heimkehren, so sehr er sich davor gefürchtet. Mit ungleichen, aber raschen und fördernden Tritten ging er längs des Wassers und sah auf das Eis, das sich manchmal staut. Dann knirschten die Blöcke vernehmlich, rieben sich aneinander, ehe sie sich nach einer Weile wieder mit leisem, mahelndem Geräusche weiter schoben. Ihn zog ihr Spiel übermächtig an. Dazu fielen Lichtstreifen in die dunkle Fluth, liefen über die schneebedeckten Böschungen und theilten das Gewässer in schwarze, hellgesäumte Felder; wechselnd leuchteten die Schollen fast farblos auf, wenn sie so im's Licht trieben und abwärts weiter trifteten. Er blieb einmal sogar stehen, um dies Spiel besser zu beschauen. Plötzlich wandte er sich; ihm war ein Schauer durch die Seele gelaufen, zuckend, unwiderstehlich. Ihm fiel der Aberglaube ein: wem das Grundlos geschieht, der ist in diesem Augenblicke über sein Grab geschritten. Aber nein — den Tod nicht. Ein schwarzer Gedanke, der bis dahin im tiefsten Grunde seiner Seele in sich gekauert gewesen, erhob sich machtvoll und überschattete Bernhofer's ganzes Sein.

Er sah nach der Uhr — einer werthvollen, alterthümlichen Uhr, die er sich bisher erhalten hatte, die das letzte Erbstück seiner Eltern war, das sich noch in seinen Händen fand. Sonderbar; ihm kam's dabei, daß sein Weib sie verkaufen könne, wofür er etwa — er deutete sich's so — unversehens stürbe. Denn es war eigen und es befremdete ihn, wie sich ihm alle seine Gedanken plögl. auf den Tod bezogen. Und inmitten dieser Erwägungen, so unklar, daß sie nur, ein unsägliches Schattenspiel, durch sein vom Bunsch und von Erinnerungen an seine Weiden erhitztes Gehirn huschten, kam ihm ein Zorn über sich selbst, daß er seine Seele und sein Grämen vor solch' einem windigen Gesellen ausgegählet hatte, der er nicht mochte, noch je gemocht. Warum nur? Er betraf sich plögl. auf einem Grunde, der seine Wangen mit starker Schamröthe färbte. Nein, das war doch nicht möglich. . . Er konnte nicht so tief gesunken sein, sein Geheimstes einem ihm widerwärtigen Menschen zu offenbaren, nur damit ihn der — zechfrei halte. Es war widersinnig, toll; und dennoch presste er die Stirn in beide Hände, als könne er so das Dämmern in seinen Schläfen niederzwingen, dennoch leuchte er und rang nach Luft. Und ein Haß gegen Jenen, vor dem er sich nutzlos so ungeheuerlich erniedrigt, und gegen sich selbst wachte in ihm auf. Dazu aber schob ein herber Wind, der sich kaum aufgemacht, stromabwärts und stetig ihm entgegenwehte. Der segte die Nebel fort; man sah weithin die lichterhellen Bogen der Brücken über die finstere Donau gespannt; er sah Dirnen, die aus einem Bezirke in den anderen wechselten, — ihm fiel, er wußte nicht wie, das Jägerwort ein. Eine davon trat ihm hart und frech in den Weg, schaute ihm unter den Hut, lachte und wendete sich mit einem kurzen Pfiff. Sonst war ihm eine solche Begegnung immer ein Giel gewesen; an jenem Tage war er weich und wehleidig. Immer den Fluß aufwärts ging er; noch an zwei Brücken vorbei; einer anderen Kaserne vorüber, deren rother Ziegelbau mit seinen Zinnen und Thürmchen phantastisch in das Dunkel stach. Die hohen Häuser jenseits des Donaukanals waren verschwunden, man sah fast keine Gebäude mehr. Dann kamen Holzplätze nach Holzplätzen; hier scharfer Geruch füllte die Luft. Endlich war er zu Hause; er trat, bevor er die Stiege erklimmte, in den Hofraum und lugte aufwärts. Thurmhoch über'm Pflaster wachte noch ein Licht. Er sah dazu auf und seufzte.

Müde, aber ohne Spur von Schläfrigkeit, kam er oben an. Im Vorzimmer legte er vorsichtig die Schuhe ab, um die Leute nicht zu wecken, von denen sie ein Zimmer zur Untermiethen hatten. Sein Weib war noch wach; sie kam ihm bis zur Thür entgegen, und sie begrüßte ihn mit einem Kusse, wie ihn Gewohnheit in der Maske der Herzlichkeit giebt und empfängt. Das Bett war aufgemacht und sauber und wohlgehalten; auch ein Ruhebett war schon für die Nacht hergerichtet. Aber die Stube war sehr sahl; man roch den schweren Dunst der Petroleumlampe, die möglichst tief niedergebretet worden war. Der Raum erschien groß, so wenig er eigentlich für Zweie genügen mochte. Ein Schönheitsfann, der allenthalben an der Unzulänglichkeit seiner Mittel krankte, hatte an seinen Wänden und an den Fenstern herumgeschmückt. Er setzte sich an den Tisch, und sie stellte wortlos einen Teller mit etwas Essen vor ihm hin. Der Strohrahmen mit einer fast fertigen Arbeit lag auf ihrem Schooß; schweigend sah sie ihm zu. Ihm aber war, als glömmte ein unruhiges, hungriges Licht in ihren Augen, die sonst sehr schön, still und braun waren. Sie hatte sich's schon zur Nachtruhe bequem gemacht; in Allem, wie sie sich benahm, war Ruhe, eine gewisse Sicherheit und Anmuth, aber auch eine lasse Müdigkeit, die schlecht zu ihren gewellten, glänzenden und eigenwilligen Haaren und der unverleglichen Lebenslust paßte, die auf dem Grunde ihrer Augen schlief und träumte. Er schob mit einer fast heftigen Geberde den Teller von sich. „Ich mag nicht mehr. Hast Du schon gegessen?“

Sie lächelte unmerklich und wurde viel hübscher dabei, gewann einen Abglanz ihrer Jugend wieder: „Natürlich! Ich konnte doch nicht warten! Weißt Du denn, wann Du in die Wolfsaugasse kommst?“

„Und Du hast bis jetzt gestickt?“  
„Nicht immer. Ich muß freilich dazusehen, daß ich etwas verd'ene. Aber dazwischen hab' ich gelesen. Auch in Deinen Sachen, Josef!“

„Nun, haben sie Dir gefallen?“  
„Sie sah ihn ruhig und schlicht an: „Du weißt ja — ich hab' sie lieb. Und es ist etwas darin, was mir so an's Herz greift. So ein Dämmern, so ein Klingen; ich hab's gern. Mich ergreift's, es ist mir so, wie der Zug der Wolken; jetzt haben sie Form, und sieht man zu, so haben sie wieder keine. Und ich weiß auch: Dein Herz hängt an den Sachen und ist in ihnen. Dein gutes Herz, das sich anklagt.“

„Anklagt — und kein Ohr hört darauf,“ stöhnte er tonlos.  
„Man wird's schon noch. Nur Geduld!“  
„Das glaubst Du selber nicht mehr,“ kam's jäh zurück.

Sie zuckte zusammen, blinzelte zu ihm hinüber und Thränen schossen ihr in die Augen: „Aber Josef!“  
„Ja, Du glaubst es nicht mehr. Ich glaub's nicht mehr. Aber — wir belligen uns. Es geht uns so schlecht, daß wir Komödie mit uns spielen, damit wir nicht gar zu sehr hatlos sind und nicht völlig aneinander verzagen. Aber das hilft nichts, und es geht nicht mehr. Wir haben kein Vertrauen mehr. . .“

Sie sah ihn entsetzt an: „Aber das wäre ja schrecklich. Du hast wieder nichts gefunden heute? Es ist Dir wieder schlecht gegangen?“

„Wie immer,“ antwortete er bitter, „und so wird's fortgehen. . . bis zum Ende. . .“

„Aber Josef. . . Man muß. . . Man muß doch. . .“  
Ihm gefiel seine Unerbittlichkeit. „Man muß wahr sein und die Augen offen halten. . .“

Sie fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn: „Man muß auch an Gott denken. Freilich, mir kommt es vor, er hat uns vergessen oder ich bin ihm unseidlich geworden, weil ich gar zu oft und gar zu inständig komme. Aber ich kann's kaum mehr erwarten, daß es besser wird, ich kann nicht, ich kann nicht!“

Da war's! Die Klage, die er zu hören gewünscht, da quoll sie heiß und ungestillt aus ihrem Tiefsten. Sie aber fuhr fort:

„Und bekämst Du nur eine Stelle! Und wär's die kleinste, nur als Schreiber! Ich hätte nie gedacht, daß ich so etwas für Dich wünschen müßte, niemals! Ich war zu stolz auf Dich. . .“

„Du warst?“  
„Ach, ich weiß nicht, was ich rede. Aber ich bin's noch. Wie wollt' ich sparen! Wie Alles zu Rath halten! Ich war nie leichtsinnig und ich möchte weiter stücken und so auch beisteuern. Und Du bliebest auch nicht so klein, wie Du anfangen möchtest; ein Mann, der so viel gelernt hat! Nur daß man etwas Gewisses hätte; daß man nicht so leben müßte: Fällt wer vom Dach, wenn Du vorbeigehst, oder hörst Du's zuerst, wenn sonst wo ein Unglück geschieht. Es ist so schrecklich, eigentlich nur vom Schlechten leben zu sollen, was auf der Welt geschieht. Und es ist so traurig, immer rückwärts gehen, ohne vorwärts zu kommen, auch nur einmal, auch nur einen Schritt. Ich sterbe daran, Josef, ich hab' den Tod davon. Ich werde wahnsinnig vor solchen Gedanken! Und ich bin so gar viel allein; und ich mag die Leute nicht, bei denen wir wohnen, daß ich bei ihnen meine Ansprache hätte.“

„Und Du hast noch vorhin anders gesprochen. . .“

„Weil ich nicht denken will, das soll immer so sein. Ich will nicht. Eher. . .“

Er stand auf und trat zum Fenster. „So nahe dem Himmel und man sieht keinen Stern!“ raunte er.

Sie stellte sich neben ihn. „Worüber denkst Du nach?“ Sie sprach ganz leise und es lag etwas furchtbar Verstörendes und Aufreizendes in diesem Austausch von Worten, so hingehaucht und abgerissen, als graute den Beiden vor sich selber und vor den Gedanken, denen sie Laut gaben.

„Leber das Letzte.“  
„Und was ist das Letzte?“

Er bog sich zu ihr, sein heißer Athem hauchte ihr in's Ohr: „Der Tod. . .“

„Um Jesus und alle Barmherzigkeit! Josef!“ Seine Hand lag an ihrer Hüfte: „Ja! Wir können nicht zusammen leben. Mein Revolver hat sechs Schüsse. Willst Du mit mir sterben, Leni?“

Sie taumelte von ihm fort; mit weitaufgerissenen Augen. Auf das Bett setzte sie sich und faltete ganz rührend die Hände: „Nein, nein Josef. . .“

„Und warum nicht? Ist's nicht besser?“  
„Nein, nein! Ich thu's nicht. Ich will nicht noch um's andere Leben kommen, nachdem ich um das gekommen bin.“

„Durch mich, Leni?“  
„Hab' ich so was gesagt? Nein, nein, ich thu's nicht. Ich bin zu jung dazu. Und bin ich denn so verloren? Es kann besser werden. Ich könnt' mich schon noch fortbringen, allein. Ich könnt' am End' in Dienst geh'n. Und ich kann ja Manches. Nur etwas Geld, wenn ich's hätte. Nur so viel, daß ich den Zins für eine Zeit hätte und mir eine gute Nähmaschine kaufen könnte und nicht auf's Abzahlen, daß man sich nicht erholen kann. Und da soll ich sterben? Nein, nein, ich thu's nicht!“

So sehr verstörte sie der Gedanke an den Tod durch eigene Hand, daß sie fast schrie. Er fühlte, wie sie sich nach zehnjähriger Gemeinschaft von ihm loslöste und trennte in diesem entscheidenden Augenblick. Er kniete vor ihr nieder und umschlang sie fast leidenschaftlich: „Gute Nacht, Leni!“ Sie streichelte ihm den Kopf, der in ihrem Schooße lag, fuhr ihm durch das Haar: „Nicht wahr, Papi, ne'n, nein!“

Die Lampe war erloschen. Nur von den beschneiten Dächern drang noch ein fahles Blinklicht in die Stube. Auf seinem Ruhebett lag Josef Bernhofer und starrte in das Dunkel und nach seinem Weibe hinüber. Das konnte offenbar keinen rechten Schlaf finden, lehnte sich häufig um und flüsterte im halben Schlämmer. Er verhielt sich ganz regungslos und dachte viel und verworren.

Manchmal nickte er ein: dann schrak er nach einem Weilschen immer wieder in jähem Entsetzen auf, das noch lange in ihm nachzitterte, bis ihn eine Müdigkeit übermannte für Augenblicke. So verging der Rest der Nacht. In der ersten, bangen Frühe erhob er sich. Sein Weib hörte ihn im Zimmer herumrumoren, dann einen Stuhl an den Tisch rücken. Er wollte also arbeiten, und sie war längst gewöhnt, sich dabei ganz still zu verhalten; auch konnte sie sich vor Uebermüdung kaum regen. Dann fühlte sie einen Kuß auf ihrer Stirn und hörte die Thür gehen. Es schien ihr, als bleibe er zu lange fort, der sonst niemals vor dem Frühstück ausgegangen war, und sie erhob sich und sah sich um. Auf dem Tische fanden sich einige Briefe, schon in ihren Umschlägen und mit der Aufschrift versehen. Sie sprang auf, Verstörung im Blick und in der Seele. Da sah sie seine Uhr, von der er sich noch nie getrennt, auf ihrem Plafond hängen. Ihr Herzschlag setzte aus; sie stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte in Ohnmacht zu Boden.

Es war um die zweite Stunde nach Mittag. Dr. Wortmann hatte eben seine Arbeit für das Abendblatt vollendet und freute sich nun der hellen Sonne, die über dem Ring lag und die einen angenehmen Spaziergang vor Tische verhielt. Da brachte ihm einer der Diener einen Brief. Eine fremde Frau, die sehr verweint, aber sonst noch jung und hübsch aussehe, habe ihn abgegeben. Er öffnete ihn misstrauisch, ein loses Blatt fiel heraus. Und nun las er:

„Hochverehrter Herr Doktor!

Es ist meine Absicht nicht bei Weitem, Euer Wohlgeborenen Zeit lange und in unnützlich Weise in Anspruch zu nehmen. Es ist nur mein Wille, Ihnen meinen besten und ehrlichsten Dank für den großen Dienst, den Sie mir gestern zu Nacht erwiesen, geziemend abzutragen. Ich war ein verzagter Mensch geworden; so sehr, daß ich nicht einmal den Muth mehr anzubringen vermochte, den Kelch der Leiden mit einem kräftigen Zug zu leeren, sondern ihn Tropfen um Tropfen leerte. Nun und durch verschiedene Umstände fand ich ihn; ich kammere mich nicht mehr an ein trauriges, man könnte fast sagen, an ein gänzlich zerstörtes Leben, nicht mehr an einen Beruf, für den ich keinerlei Begabung zu besitzen fürchten muß. Heute schließe ich ab, und zur Stunde, wenn dies vor Ihre Augen kommt, bin ich nicht mehr, und mein Weib ist eine gänzlich verlassene und aller Mittel entblöhte Waise. Ich habe, wie Sie in Ihrem Scharfsinn, obzwar ich meinen Eherring, als verkauft, nicht mehr trug, dennoch richtig erkannt, ein Solches befehen. Ich habe das Vertrauen, sie werde sich allein leichter in der Welt fortbringen, als mit mir, und hoffe nun von Euer Wohlgeborenen Güte, daß Sie ihr entweder durch Ihre vielverdienende Empfehlung bei der Konfordia, oder vielleicht im Wege einer Sammlung unter Euer Wohlgeborenen Kollegen und durch Ueberweisung dessen, was mir noch an Honorar zusteht, einigermassen dazu behülflich sein werden,

daß sie sich das Nothwendigste, etwa nur die Nothdurft des Lebens erwerben zu können hofft. Wer streng ist, ist auch gut. Dies ist meine Hoffnung und mit diesem Troste verharret und stirbt

Ihr unglücklich gewesener  
Josef Bernhofer.“

In starker Bewegung hatte Dr. Wortmann diese Zeilen gelesen. Nun nahm er die zweite Zusage auf. In aller Form einer Notiz stand darauf:

„(Selbstmord.) Heute Morgen wurde im Prater nächst der Skriean der Leichnam eines etwa vierzigjährigen Mannes gefunden. Der Unglückliche, der sich durch einen Revolverbeschuss in die rechte Schläfe getödtet hatte, wurde durch die bei ihm vorgefundenen Papiere als der Dr. phil. Josef Bernhofer, der zuletzt ab und zu als Berichterstatter bei hiesigen Journalen Verwendung gefunden hatte, agnosziert. Nahrungssorgen und die Furcht vor der Zukunft mögen den verheiratheten Mann in den Tod getrieben haben.“

Mit dem Nothstift in der Hand durchflog er diesen Bericht, der so klar war, wie der Brief verworren gewesen. Dann warf er ihn fast zornig hin: „Es ist schrecklich — jetzt, wo der Mensch schreiben kann, jetzt erschließt er sich,“ nahm einen Bogen Papier und schrieb überlegend: „Für die Wittve des“ — er strich das „des“ — für die Frau von — auch das gefiel ihm nicht — endlich: „für die Wittve unseres armen Kollegen Josef Bernhofer“, und zeichnete sich als Erster und mit einem ansehnlichen Betrage ein. —



**Vorstadt.**

Die Häuser ragen himmelwärts  
Durch Kohlenstaub und Qualm und Qual,  
Aus jedem Fenster lacht der Schmerz,  
Erstlichter Lampen müder Strahl.

Im Schatten liegt der Schienengang,  
Die Riefengasomeker droh'n,  
Mit rothen Flammen, unruh'ng,  
Die Essen der Fabriken loh'n.

Poch an der Bahngeleise Saum,  
In Schollen grauen Ackerlandes,  
Aus Wüsten unstruchtbaren Sandes  
Beigt seine Blüthen ein Hollunderbaum.

Der träumt mit rußverhang'nem Duff,  
Den schwere Winde zu mir weh'n,  
In's Schweigen miltlernächt'ger Luft,  
Wo meine Schritte einsam geh'n.

Paul Rebing.

**Hungrige Mütter.** Schon seit einer Stunde wollte das kleine Volk keine Ruhe mehr geben, bis die große Schüssel mit dem dampfenden Kartoffelbrei ihm ausgeliefert wurde. Ohne viel Federlesen stellt sie die Mutter auf die Dielen, und die vier Großen hocken sich im Kreise herum — Stuhl oder Tisch für die Kinder giebt es in dem ärmlichen Raum nicht, der der Familie als Küche, Wohnstube und Alles in Einem dienen muß. Nur die Älteste schöpft sich ihr Theil zunächst auf den Teller, die Anderen brauchen derlei Formalitäten nicht: den Löffel in der einen, einen Kranten Brot in der anderen Hand, so greifen sie die Riesenschüssel an. Daß sie sie überwältigen werden, scheint schier unmöglich und wird doch in wenigen Minuten durch die That bewiesen sein. Resthäthens Wagen ist dem Kartoffelbrei noch nicht gewachsen, es bekommt seinen eigenen Brei; die Mutter hat es auf den Schooß genommen und löffelt ihm sorgsam die Suppe ein. Es ist nicht so leicht, die fünf hungrigen Mütter zu stopfen, für die Mutter nicht, der die Hände viel Schererei machen, und auch nicht für den Vater, der den ganzen Tag draußen ist, um das Nöthige herbeizuschaffen. Wie die Orgelpfeifen, so regelmäßig abgestuft stehen sie beieinander — wie sie so gut geheißen, gewiß eine Freude für die Eltern, aber zugleich die Ursache schwerer Sorgen und Mühen. Da müssen freilich die Kartoffeln, die in dem Störbe auf dem Schemel wie ein Wahrzeichen thronen, den Haupttheil des Mahles hergeben. —

**Nachbilder.** Tritt man aus dem Hause oder gar aus einem Keller heraus auf die von der Sonne beschienene Straße, so sieht man zuerst fast alle Gegenstände in blendender Helligkeit. Allmählig läßt dieser Eindruck nach, die Dinge werden sichtlich minder hell, und nach einer Weile findet man selbst die hellsten unter ihnen, weiße Wolken, weiße Kleider u. dgl. ganz erträglich. Die gleiche Beobachtung macht man beinahe auch in umgekehrter Richtung. Verläßt man des Abends gut beleuchtete Räume, um den Weg nach Hause anzutreten, so erscheint die Landschaft oft von einer undurchdringlichen Schwärze; man begreift nicht, wie man da seinen Weg finden soll. Ist man aber eine Zeit lang draußen, so zeigt sich, daß Alles besser geht, als man gedacht, und man konstatiert oft mit Verwunderung, daß die Nacht im Grunde garnicht einmal besonders dunkel ist.

Die auf das Auge einwirkenden äußeren Reize, so führt Ebbinghaus, dessen „Grundzügen der Psychologie“ wir diese Darstellung entnehmen, aus, bleiben in diesen Fällen zwar nicht ganz dieselben, sind aber doch längere Zeit hindurch sehr gleichartig, und trotzdem verschoben sich die von ihnen hervorgerufenen Eindrücke allmählig; das anfängliche Helle wird allmählig dunkler, das Dunkle heller. Dabei geht aber noch eine andere Veränderung vor sich. Wenn Abends bei zunehmender Dämmerung die Lampen angezündet werden, sehen wir zunächst mit völliger Bestimmtheit, daß ihr Licht eine ausgeprägt gelbe Färbung besitzt. Haben sie eine Weile gebrannt, so geht uns dieses Bewußtsein verloren. Ihr Licht sieht weiß aus, und Gegenstände, die uns bei Tage weiß erscheinen, machen jetzt unzweifelhaft denselben Eindruck. So verhält es sich allgemein. Wenn das direkt durch die Pupille in's Auge fallende diffuse Himmelslicht als weiß betrachtet wird, so ist das, was wir gewöhnlich mit ungeschägtem Auge als Himmelslicht sehen, nothwendig etwas röthlich. Denn außer durch die Pupille bringt immer Licht seitlich durch das Weiße im Auge und ertheilt allen Netzhautbildern objektiv einen kleinen Zufluß rother Strahlen. Von dieser Färbung indes nehmen wir direkt nichts wahr und können nur unter besonderen Umständen feststellen, daß sie in der That vorhanden ist. Auch bei viel satteren Farben ist die allmähliche Verschiebung in's Neutrale noch leicht zu beobachten. Wenn man ein buntes Glas, am besten zwischen Gelb und Magrün, so vor die Augen nimmt, daß diese auch seitlich kein andres Licht als durch das Glas hindurch empfangen, so ist es erstaunlich, wie schnell z. B. beim Betrachten des Himmels der Eindruck der Färbung zurückgeht. Schon nach wenigen Minuten ist nicht viel mehr als nur eine Spur von ihr zu erkennen, und nach längerem Tragen des Glases sind die Wolken, kalkgetünchte Mauern usw. ganz wieder so weiß geworden wie vorher.

Man bezeichnet diese Erscheinungen als Gewöhnung, oder, da dieses Wort zu allgemein ist, als Adaptation.

Bedeutend besser noch als bei dem gewöhnlichen Gebrauch der Augen, mit seinem steten Wechsel der Netzhautbilder, treten die Adaptationsercheinungen hervor, wenn man einen Punkt streng fixirt, so daß also die einzelnen Netzhautstellen längere Zeit in genau derselben Weise gereizt werden, wie bei der sogenannten lokalen Adaptation. Legt man ein Stück schwarzen Sammet's neben ein Blatt weißen Papiers und fixirt sanftaltend einen Punkt der Grenzlinie beider, so überzieht sich bald die schwarze Fläche mit einem grauen Nebel, der langsam heller wird, die weiße dagegen, allerdings in etwas geringerer Deutlichkeit, mit einem grauen Schatten, der sich allmählig verbunkelt. Beide, der Nebel sowohl wie der Schatten, gehen aus von der Grenzlinie, wo sie auch dauernd am stärksten bleiben, und verbreiten sich von hier aus über die übrige Fläche. Ihr Fortschreiten geschieht dabei nicht ganz gleichförmig, sondern so, daß einzelne Strahlen oder Wellen, die namentlich aus der Grenzlinie immer wieder hervorzu kommen scheinen, dem Uebrigen voraneilen, ähnlich wie wenn sich eine Rauchwolke langsam ausbreitet oder eine angehauchte Fensterscheibe sich mit einer Eisdecke überzieht. Ad und zu bligt neben der Grenzlinie ein heller Saum auf, der bedeutend heller ist als das anfänglich gesehene Weiß und oft gerade u. blendend erscheint, oder auch ein schwarzer Saum, der dann feinerseits dunkler ist als das anfängliche Schwarz. Beides rührt davon her, daß es kaum möglich ist, längere Zeit absolut genau zu fixiren. Die Augen irren vielmehr bisweilen etwas nach rechts oder links ab, und dadurch fallen dann die äußeren Reize auf entgegengesetzt adaptirte Netzhauttheile. An und für sich sind die Säume hier nebenjächlich, sie dienen aber dazu, im Moment ihres Auftretens den angrenzenden Schatten oder Nebel durch Kontrast noch etwas zu verstärken und also die vorgegangenen Veränderungen besonders deutlich hervorzuheben. —

**Arabisches Sprüchwort.**

Vergessen wird überstandenes Leid,  
Auf kommendes ist man bedacht,  
Die Mutter des Ermordeten schläft,  
Wenn die des Bedrohten noch wacht.

Maximilian Wern.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**